

Fast 20 Jahre ist die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl her. Doch noch immer brauchen die Menschen dort Unterstützung – zum Beispiel vom Verein „Pro-Ost“ aus Solingen. Kay Funke-Kaiser (Text) und Stefan Boness (Fotos) über nicht alltägliche Hilfe aus Deutschland und einen russischen Alltag, der keiner sein darf.

Verstrahlt, verarmt, vergessen?

Das Konzert erklingt überraschend. Auf dem Platz vor dem Kulturhaus war nur das Knirschen des verwitterten Betons unter den Schuhsohlen zu hören gewesen. Doch jetzt plötzlich, in der ehemaligen Eingangshalle, dieses „plooonk-pling-pling-plooonk“. Keine erhabene Melodie, doch ein sehr erstaunlicher Rhythmus. Immer wieder dieses gleichmäßige „plooonk-pling-pling-plooonk“. Minutenlang fallen die Tropfen vollkommen im Takt von der feuchten Decke und landen in großen oder kleinen Wasserlachen. Erst nach einiger Zeit stört ein dumpfes, hässliches „plack“ die musikalische Aufführung. Bei einem „plack“ zerplatzt ein Tropfen misstönend auf einer leeren Plastikflasche.

Der Hall der Tropfen dringt durch die ganze Ruine, ein schnörkelloser Betonbau aus anderen sozialistischen Zeiten. Das Konzert der Wassertropfen ist die letzte Vorstellung, die das ehemalige Kulturhaus von Sversk erlebt. Sversk ist eines der Geisterdörfer, die der Reaktorunfall in Tschernobyl vor rund 20 Jahren hinterlassen hat. Sversk liegt etwa 100 Kilometer von Tschernobyl entfernt. Nach der größten Katastrophe in der Geschichte der Atomkraft mussten hier alle weg.

Ein paar Straßenzüge weiter ist ein helles, eintöniges Hämmern zu hören: „kling-kling-kling“. Ein klirrender, metallischer Ton. Sergej, 44 Jahre, klopft mit großem Feingefühl Klinker aus einer Wand des ehemaligen Schulgebäudes. Der stählerne Kopf eines Beiles dient ihm als Keil, mit dem er Stein für Stein aus der Mauer löst. Die halbe Wand hat er so schon abgetragen. Einige der herausgehauenen Klinker stehen bereits ordentlich aufgetürmt ein paar Schritte entfernt bereit zum Abtransport. „Mein Haus ist abgebrannt“, erklärt Sergej, mit einer Zigarette im Mundwinkel. „Jetzt muss ich ein neues bauen.“ Den zweiten Tag sei er jetzt hier. Sicher, er wüsste, dass sein Baumaterial verstrahlt sei. „Doch, was soll ich machen. Im Winter draußen schlafen?“ Ob es jedoch tatsächlich

um sein eigenes Haus geht, ist fraglich. Denn als sich nach ein paar Minuten des Erzählens und Rauchens ein blauer Lieferwagen nähert, macht er sich beflissen wieder ans Werk. „Ich muss weiterarbeiten“, sagt Sergej, „sonst werden sie noch ärgerlich.“ In Russland ist schon eine Menge verstrahltes Material wieder in neuen Gebäuden verwendet worden, ohne dass deren Besitzer ahnten, was ihnen da eigentlich untergejubelt wurde.

Sversk ist ein abgelegenes Dorf in der russischen Provinz. Keiner rechnete hier damit, dass diese ländliche Gegend einmal in die Schlagzeilen der Weltpresse geraten würde. Doch nach dem 26. April 1986 brach über diese unbekannte Gemeinde eine bisher weltweit einmalige Katastrophe herein. Eine Wolke mit radioaktiven Atomen regnete sich hier ab und veränderte ein bäuerliches Leben, das bis dahin für die Ewigkeit gemacht schien.

Reaktordach in Stücke gerissen. Die Brennstäbe von Block 4 des Kernreaktors in Tschernobyl waren infolge menschlichen Versagens viel zu hoch erhitzt worden. Die enormen Temperaturen ließen das Kühlmittel sieden und einen immensen Druck entstehen, der sich in einer gewaltigen Explosion entlud und der das 1.000 Tonnen schwere Dach der Anlage einfach wegsprengte. Das Graphit des Reaktorkerns fing durch die einströmende Frischluft sofort Feuer und daraufhin entstehendes Knallgas führte zu weiteren Explosionen. Keine Kuppel, wie sie über westlichen Reaktoren üblich ist, hielt die radioaktive Wolke auf, die in den Himmel stieg.

Das Feuer, das sich entzündete, brannte fast 14 Tage und beförderte weitere Mengen strahlendes Material in die Luft. Der Wind blies zunächst nach Westen, dann nach Osten, dann wieder nach Westen. Sversk lag im Osten. Der radioaktive Regen, der dort niederging, brachte die Bewohner nicht



Eine alte Dame hält sich ein Strahlen-Messgerät an den Bauch. Wer kein Geld hat, muss Beeren und Pilze aus dem Wald essen – und hat hohe Werte, weil der Boden immer noch verseucht ist.

um, aber er zwang sie, für immer ihre Siedlung zu verlassen. Sversk war eines der Dörfer, die die sowjetischen Behörden räumen ließen, weil die radioaktive Strahlung im Boden und in den Mauern auf Dauer die Gesundheit ruiniert.

Nur fünf Kilometer weiter östlich als Sversk liegt Novosybkov, eine südrussische Kleinstadt mit 40.000 Einwohnern, die bis heute bewohnt ist. „Ich habe damals im Kindergarten gearbeitet“, erzählt Swetlana Wdowitschenko, 53 Jahre, „wir haben Spielgeräte gestrichen, die Kinder waren viel draußen, es war schönes Wetter. Wir wussten nicht, dass das gefährlich war.“ Etwa eine Woche nach dem Reaktorunfall regnete es sehr stark in Novosybkov, das wie das Geisterdorf Sversk in Reichweite der radioaktiven Wolke lag. Am nächsten Tag kam die Anweisung, die Kinder nicht mehr draußen spielen zu lassen. „Wir mussten unsere Schuhe putzen, wenn wir den Kindergarten betraten“, berichtet Swetlana, „wir sollten uns mehrmals pro Tag duschen, wir begannen die Gebäude abzuspritzen und sogar Beton mit Waschmittel zu reinigen.“

Das Risiko der ersten Stunden und Tage hieß Jod, radioaktives Jod 131, ein Radionuklid, das in großen Mengen in die Luft gelangt war. Doch radioaktives Jod 131 hat einen Vorteil

gegenüber vielen anderen radioaktiven Atomen: Es zerfällt sehr schnell. Seine Halbwertszeit beträgt nur acht Tage. Die gefährliche Strahlung nimmt deshalb sehr schnell ab. Hätten die sowjetischen Behörden rechtzeitig Jodtabletten verteilt, dann hätte das Jod 131 nicht viel anrichten können. Wenn! Aber die Behörden reagierten erst, als es zu spät war.

Radioaktives Jod ist dem ungefährlichen, natürlichen Jod, das der menschliche Organismus unbedingt braucht, zum Verwechseln ähnlich. Jod, mit dem auch Speisesalz versetzt ist, hat eine Atommasse von 126,905, radioaktives Jod hat eine von 131. Ansonsten sind die Atome eng verwandt, bis auf den kleinen Unterschied, das radioaktive Jod seine Umgebung mit Elektronen befeuert.

Der Körper braucht Jod vor allem in der Schilddrüse, deren Hormone wichtig sind, weil sie Wachstum und Stoffwechsel steuern. Wer nicht genug Jod zu sich nimmt, kann einen Kropf bekommen, eine vergrößerte Schilddrüse, die von außen an einer manchmal erheblichen Schwellung am Hals zu erkennen ist.

Das südrussische Novosybkov liegt in einem Gebiet, in dem es an natürlichem Jod mangelt. Der Körper nimmt dort deshalb alles Jod auf, das er bekommen kann, auch radioaktives. Jod 131 gilt darum als eine Ursache für die gestiegene Zahl von Menschen, die in Novosybkov an Schilddrüsenkrebs erkrankt sind. In Novosybkov verteilten die Behörden erst nach dem atomaren Regen Jodtabletten und -tropfen an die Bevölkerung. Wären sie früher verteilt worden, hätten die Menschen im Ort heute weniger unter den Folgen von Tschernobyl zu leiden. Ein Körper, der ausreichend mit Jod versorgt ist, nimmt kein zusätzliches Jod mehr auf, sondern scheidet es wieder aus.

Verlassene Dörfer in der Nähe des Reaktors dienen als Fundgrube für Baumaterial – ob die Steine nun strahlen oder nicht.



Schilddrüse weg, Krebs weg. „Die Narbe ist schön verheilt“, sagt Bernhard Plath, während er den Hals einer 37-jährigen Patientin auf einer Liege neben ihm begutachtet. Aus einer Plastikflasche drückt der 48-jährige Internist aus Solingen Gel auf den Kopf des Ultraschallgerätes und gleitet damit über den Hals der Russin, mit der er sich nur über seine Arzthelferin Natascha verständigen kann. „Der Krebs ist weg, die Schilddrüse aber auch“, erläutert er. Dort, wo sich sonst auf dem schwarz-weiß schattierten Computerbild das knapp 30 Gramm schwere Organ, das aus zwei Lappen besteht, abzeichnet, ist nichts mehr zu sehen. „Wir können davon ausgehen, dass Sie geheilt sind“, sagt er zur Patientin und Natascha übersetzt. Die Russin lächelt schüchtern und nickt. Zur Sicherheit kontrolliert Bernhard Plath noch die benachbarten Lymphknoten, in denen sich Metastasen bilden können. Doch von verschleppten Geschwüren ist nichts zu entdecken.

Bernhard Plath ist darauf ein bisschen stolz, auch wenn die Patientin um ein Organ ärmer ist. Doch die junge Frau ist die erste Patientin, bei der die Arbeit des deutschen Schilddrüsenzentrums in Novosybkov nachweislich erfolgreich war. Genau so stellen sich die Solinger Ärzte der Hilfsorganisation „Pro-Ost“ ihre Arbeit vor. Sie helfen, die Bevölkerung des Städtchens auf Schilddrüsenkrebs zu untersuchen. Bei verdächtigen Knoten sorgen dann die russischen Krankenhäuser für weitere Untersuchungen und, wenn nötig, für eine Operation. Danach kommen die Patienten wieder zu erneuten Ultraschallkontrollen in das deutsche Schilddrüsenzentrum, um sicherzugehen, dass sich keine neuen Geschwüre gebildet haben. Seit zwei Jahren, in denen jetzt Ärzte der Hilfsorganisation „Pro-Ost“ in Novosybkov arbeiten, ist diese 37-jährige Patientin die erste Kranke, die zu einer solchen Nachuntersuchung kommt. Auch ohne Schilddrüse kann sie jetzt problemlos weiterleben. Die Hormone, die der Körper nicht mehr bildet, nimmt sie als Tabletten zu sich. „Alles, was die Patientin tun muss, ist, die Tabletten tatsächlich regelmäßig einzunehmen“, erklärt Bernhard Plath.

Schilddrüsenkrebs, der rechtzeitig erkannt wird, ist gut zu behandeln. In Deutschland ist Schilddrüsenkrebs sehr selten. Von 100.000 Personen erkranken etwa zehn an diesem Karzinom. Ein praktischer Arzt entdeckt in Deutschland in seinem ganzen Arbeitsleben vielleicht bei zwei Patienten einen Schilddrüsenkrebs. In Novosybkov ist diese Diagnose alltäglich.

Doch es muss nicht immer gleich Schilddrüsenkrebs sein. „Solche Wucherungen gibt es in Deutschland fast gar nicht“, staunt Bernhard Plath und deutet auf seinen Bildschirm, der eine stark vergrößerte Schilddrüse zeigt. Das Organ sieht wie geschwollen aus, so als bestände es aus vielen kleinen Knoten. Doch die Patientin, die jetzt auf der Liege Platz genommen hat, leidet nicht unter einem Geschwür, sondern hat „nur“ eine chronische Entzündung der Schilddrüse (Autoimmuntyreoiditis). Die Entzündung führt dazu, dass der Körper seine eigene Schilddrüse nicht mehr erkennt, Abwehrstoffe gegen sie bildet und sie damit letztlich zerstört. „Diese Erkrankung sehe ich in Deutschland zwar auch, aber lange nicht so häufig wie hier“, erklärt der Internist. „Sie könnte auch eine Folge der Tschernobylkatastrophe sein.“ Aber das sei noch

nicht wissenschaftlich gesichert, auch nicht, ob aus der Entzündung später häufiger Krebs entsteht. Der Patientin kann er kaum helfen, denn bisher ist die Entzündung nicht behandelbar. Über kurz oder lang wird das Organ aufhören, Hormone herzustellen.

Die Gefahr lauert im Boden. Das Jod war nur die größte Gefahr der ersten Tage. Weit langwieriger ist die Bedrohung durch ein anderes Radionuklid, Cäsium 137, das noch allgegenwärtig ist. Dieses Atom ist weit stabiler als Jod 131. Seine Strahlung halbiert sich erst nach 30 Jahren. Es ist das Radionuklid, von dem durch den Reaktorunfall in Tschernobyl am meisten in die Atmosphäre gelangte. Bis heute arbeitet es noch im Boden und in den Gebäuden.



„Die Wucherung ist groß.“
Bernhard Plath aus Solingen
untersucht per Ultraschall
die Schilddrüse einer
russischen Patientin.

Mitten in Novosybkov liegt ein See, an denen immer ein paar Angler zu finden sind. Die Behörden haben das Ufer mit Betonplatten sichern lassen, so stark ist der Boden darunter verstrahlt. Mit Sascha, einem Messtechniker des örtlichen Gesundheitsamtes, sind wir unterwegs in der Stadt, um die noch bestehende Strahlung zu messen. „Die natürliche Belastung liegt hier bei 20 Mikroröntgen“, erläutert Sascha. Doch schon auf dem Hof des Gesundheitsamtes ist die Strahlung weit höher. An einem Baum, direkt vor dem Eingang, messen wir 38 Mikroröntgen, in den Büschen um die Ecke sind es sogar 125 Mikroröntgen. Zwischen Baum und Busch liegen gerade einmal zwanzig Meter. Die radioaktive Strah-



Rund um den See in Novosybkov liegen Betonplatten. Sie sorgen dafür, dass die Strahlung im Boden bleibt.

lung hat sich fleckenartig verteilt, je nachdem, wo sich mehr oder weniger Regenwasser ansammelte.

Die Ufer des Sees zu betonieren, war gar keine schlechte Idee. Das Ufer strahlt nur noch mit minimalen 10 Mikroröntgen. Ebenso sicher ist es auf den neu asphaltierten Straßen der Stadt, über denen das Messgerät nur 15 Mikroröntgen anzeigt. Gefährlicher ist es dagegen im Wald. Dort steigen die Werte auf 60 bis 70 Mikroröntgen. Im Stadtpark lässt sich dagegen unbekümmert entspannen: 19 Mikroröntgen. Im Park der Schule messen wir wiederum Werte von über 60 Mikroröntgen.

Was uns erstaunt: In Sversk, dem verlassenen Geisterdorf, liegen die Werte durchschnittlich bei 70 bis 90 Mikroröntgen. Die durchschnittlichen Messwerte in Sversk sind damit gar nicht so viel höher als an vielen Stellen im kleinstädtischen Novosybkov. Novosybkov aber wurde nicht evakuiert. In Novosybkov, einem regionalen Handelszentrum, zahlen die Behörden vielmehr seit Jahren Extraprämien auf Löhne und Renten, damit die Menschen dort wohnen bleiben.

Die atomare Gefahr zu vergessen, fällt den meisten Bewohnern inzwischen allerdings auch nicht mehr schwer. Die zer-

störerische Strahlung ist nicht zu sehen, zu riechen oder zu schmecken. Kein Brennen auf der Haut weist daraufhin, dass der Körper ständig unter Beschuss steht. Die Folgen des Reaktorunfalls von Tschernobyl sind zwanzig Jahre danach in Novosybkov kaum mehr als ein böser Spuk, der einem im Nacken sitzt und sich nicht abschütteln lässt.

„Gorbatschow ist der Clown des Westens.“ Selbst sonntags ist Markttag in Novosybkov. Das war lange nicht so. Lange Zeit öffneten die Stände nicht einmal wochentags, weil einfach keine Ware zu bekommen war. „Jetzt können wir wieder zwischen verschiedenen Waren wählen“, sagt Ex-Kinderärztin Swetlana, die wie die meisten nicht aus dem verstrahlten Städtchen weggezogen ist. „Jetzt gibt es wieder Gemüse, Früchte, Fleisch, aber auch russische Textilien in guter Qualität.“

In einer anderen Stadt Wohnung und Arbeit zu finden, war in den vergangenen Jahren äußerst schwer. „Novosybkov war doppelt getroffen“, berichtet Pavel, ihr Mann. „Die eine Strafe war die radioaktive Strahlung, die andere hieß Michail Gorbatschow.“ Russland stürzte durch die Perestroika in eine wirtschaftliche Krise, die für sehr viele russische Familien katastrophal war.

„Lange bevor wir Ärzte entsandten, brachten wir zunächst palettenweise Mehl, Zucker, Haferflocken, Milchpulver und Öl nach Novosybkov“, erinnert sich Ilona Fiedler von der Hilfsorganisation „Pro-Ost“ aus Solingen, die hauptberuflich im Bankmarketing tätig ist. „In der ganzen Stadt gab es damals nicht mehr als zwei Geschäfte und in deren Regalen lagen kaum Waren.“ Auf Michail Gorbatschow und seine Reformen in Wirtschaft und Verwaltung ist deshalb kaum einer

im Ort gut zu sprechen. „Gorbatschow – das war der Clown des Westens“, schimpft Pavel Wdowitschenko. Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben, hatte der große Staatschef gesagt, ohne den es kaum so schnell die deutsche Wiedervereinigung gegeben hätte. Doch von „zu spät“ konnte in der russischen Provinz keine Rede sein. „Wer zu früh kommt, der ruiniert das Land“, sagen die Leute im südrussischen Novosybkov.

Ziegen als Armuts-Indikator. „Je ärmer ein Dorf ist, desto mehr Ziegen haben die Leute“, sagt Michail Petrowitsch, „und im Moment haben wir sehr viele Ziegen in Nowoe Mes-to“. In der 400-Seelen-Gemeinde, die nicht weit von Novosybkov entfernt ist, herrscht um neun Uhr morgens noch ländliche Ruhe. Ein paar scharrende Hühner laufen durch die Vorgärten, und der Ortsvorsteher schließt gerade sein kleines Gemeindehaus auf. Aus Novosybkov sind acht Ärztinnen und ihre Assistentinnen eingetroffen, die zupackend die verwaiste Amtsstube in Besitz nehmen. Sie haben die jährliche Gesundheitsuntersuchung vorzubereiten, die den Dorfbewohnern kostenlos angeboten wird.

Nichts bleibt an seinem Platz. Zwei Frauen schieben die Wahlurne zur Seite, um Platz für das Ultraschallgerät zu schaffen, andere bauen neben dem Tresor die Pipetten und Glasröhrchen auf, mit denen später die Blutproben gemacht werden. Das auffälligste Gerät aber ist ein metallener Zylinder, den sich jeder Patient auf den Bauch hält, ein kolbenartiges Gerät, das auch Artilleriemunition sein könnte. Doch die Gefahr geht nicht vom Zylinder aus, sondern steckt in den menschlichen Körpern.

Im Dorf mit den vielen Ziegen leben fast alle aus dem eigenen Garten und den Beeren und Pilzen im Wald. Über die Jahre haben sie schon so viele Lebensmittel aus der Region gegessen, dass sie jetzt selbst messbar radioaktiv strahlen. „Was soll ich dazu noch sagen“, poltert ein älterer Herr im dunklen Anzug los, nachdem bei ihm 650 Nanocurie gemessen wurden, was deutlich zu hoch ist. „Es ist uns egal! Wir leben hier! Wir essen, was wir selbst pflanzen!“ Der Ton der Antworten besagt sehr deutlich: „Ich kann mein Leben nicht mehr ändern und deshalb kann ich die Frage nicht mehr hören.“ Andere Dorfbewohner haben sogar Werte von 1.230, 2.600 und 1.436 Nanocurie. Nur Neugeborene sind noch ohne erhöhte Strahlenwerte. Auch am Ultraschallgerät sind die Ergebnisse erschreckend: Lediglich eine von zwölf Schilddrüsen ist normal. „Sehr viele Knoten und Entzündungen“, lautet die Bilanz des Vormittags.

Vererben sich Strahlenschäden? Im Schilddrüsenzentrum in Novosybkov geht die Arbeit am Ultraschallgerät die gesamte Woche hindurch weiter. „Was ich hier sehe, ist ein sehr, sehr großer Knoten“, sagt der Solinger Internist Bernhard Plath. Sehr groß bedeutet sehr verdächtig. Wenn ein Knoten größer als zehn Millimeter ist, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass er bösartig ist – und der Knoten auf dem Bildschirm misst bereits 23 Millimeter und ist an den Rändern ausgefranst. „Von diesem Knoten müsste unbedingt eine Gewebeprobe entnommen werden“, stellt der Arzt von „Pro-Ost“ fest.

„Es würde mich nicht wundern, wenn das ein Karzinom ist.“ Die notwendige Untersuchung kann im deutschen Schilddrüsenzentrum nicht gemacht werden, weil es dafür nicht die nötige Lizenz hat. Für diese weitere Untersuchung müssen die Patienten eine Tagesreise nach Briansk auf sich nehmen.

Einen Tag später sitzen wir im Bezirkskrankenhaus in Briansk, der Provinzhauptstadt, gut drei Autostunden vom verstrahlten Novosybkov entfernt. Nach Briansk fahren alle Patienten, bei denen eine Gewebeprobe aus der Schilddrüse entnommen werden muss. Eine solche Punktion kann Aufschluss darüber geben, ob ein Knoten gut- oder bösartig ist. Anatolij Proschin, Chefarzt des „Klinisch-Diagnostischen Zentrums“, berichtet, dass Schilddrüsenkrebs in seiner Region viermal häufiger ist als im übrigen Russland. Ferner hebt er zwei weitere Beobachtungen der russischen Mediziner hervor: „Bis heute sind auffallend viele Chromosomenbrüche im Blut der Bevölkerung festzustellen, die in verstrahlten Gebieten lebt.“ Die Erbanlagen der weißen Blutkörperchen zerfallen ungewöhnlich häufig in mehrere Teile. Die betroffenen Zellen können sich dadurch nicht mehr vermehren. Diese Chromosomenbrüche werden auch bei den Kindern der Katastrophenhelfer, die unmittelbar nach der Katastrophe nach Tschernobyl geschickt wurden, beobachtet. „Die instabile Qualität ihrer genetischen Informationen müssen diese Katastrophenhelfer also vererbt haben.“

Außerdem könnte die Jodgefahr, anders als bisher angenommen, noch fortbestehen. „Neben dem schnell zerfallenden Jod 131 existiert noch ein weiteres, extrem langlebiges Jod



Die Marktstände sind heute gut gefüllt. In den 80er und 90er Jahren war das nicht so – auch wegen Gorbatschows Perestroika.



Protest wider das Vergessen:
Am Jahrestag des GAU
erinnern Jung und Alt an
die Opfer, von denen es
offiziell nur wenige gibt.

129, das sich in der gesamten Region verteilt haben soll“, erläutert Chefarzt Proschin. Das radioaktive Jod 129 überdauert Millionen von Jahren, seine genaue Ansammlung im Boden ist bisher jedoch nicht erforscht. Die dafür notwendigen finanziellen Mittel fehlen. Ob wir nicht Kontakte zu westeuropäischen Universitäten hätten, fragen die russischen Ärzte.

Gedenken an die Todesmutigen. Vor dem Rathaus im verstrahlten Novosybkov haben sich am 26. April 2005, ein Jahr vor dem 20. Jahrestag der Tschernobylkatastrophe, ein paar Hundert Demonstranten versammelt, darunter auch Ivan Nesterow, der Bürgermeister der südrussischen Kleinstadt. „Wir dürfen die Vergangenheit nicht vergessen“, mahnt Nesterow. „Wir dürfen nicht die Leute vergessen, die ihr Leben gegeben haben“, predigt auch einer der Katastrophenhelfer, die damals nach Tschernobyl geschickt wurden. Nach offiziellen Angaben waren zehn Jahre nach dem Reaktorunfall nur 45 Menschen ums Leben gekommen. Auch das Bezirkskrankenhaus in Briansk bestreitet bis heute, dass es unter den Katastrophenhelfern mehr Kranke und frühe Todesfälle gibt als im russischen Durchschnitt.

Wo verlässliche Zahlen fehlen, lassen sich allerdings leicht staatliche Hilfen streichen. Novosybkov fürchtet, seine Extraprämien auf Löhne und Renten zu verlieren. „Nach dem 1. Weltkrieg und dem 2. Weltkrieg war Tschernobyl die dritte Katastrophe für unsere Region“, sagt fast jeder Redner an diesem Tag. Eine Freihandelszone in Novosybkov soll die regionale Wirtschaft wieder in Schwung bringen. Doch wen zieht es schon in ein Gebiet, in dem sich die Menschen in strahlende Körper verwandeln.

Auf dem Platz vor dem Rathaus ist jedem klar: 2006 kommt noch einmal ein großer Tag, der die Weltöffentlichkeit bewegen wird. Danach aber beginnt das große Vergessen. Nach dem 20. Gedenntag an das Reaktorunglück erinnert sich niemand mehr an die verstrahlte Kleinstadt in der südrussischen Provinz. Schon jetzt sind Bitterkeit und Spott in Novosybkov zu spüren: „Ein Jahr noch und dann haben wir das Jod und das Cäsium ganz für uns.“ ♦

Kay Funke-Kaiser ist freier Journalist in Berlin und arbeitet unter anderem für den WDR. **Stefan Boness** ist freier Fotograf in Berlin.

Kontakt

„Pro-Ost e.V. – Verein für humanitäre Hilfe“ arbeitet ausschließlich ehrenamtlich. Die Arbeit finanziert sich über Spenden, Fördermitgliedschaften, Patenschaft und Verkaufsaaktionen (zum Beispiel Kalender mit russischen Kinderbildern, Sommerfest). Pro-Ost-Mitglieder sind sechs Mal im Jahr in Novosybkov. Russische Mitarbeiter kommen regelmäßig zu Fortbildungen nach Deutschland.

Pro-Ost e.V., Schloßstraße 40, 42719 Solingen, Tel.: 0212 315299
www.pro-ost.de, E-Mail: team@pro-ost.de

Der Verein „Pro-Ost“ aus Solingen unterstützt seit mehr als 13 Jahren Menschen in der Nähe von Tschernobyl. Die Palette reicht dabei von Lebensmitteln über Sommercamps für Kinder bis hin zu medizinischer Hilfe. **Ilona Fiedler** von Pro-Ost über Erreichtes und Erwünschtes.



Ilona Fiedler (36) arbeitet in einer Bank in Neuss. Ehrenamtlich engagiert sich seit elf Jahren bei Pro-Ost.

„Die Menschen sind Motivation“

G+G: Wie entstand Pro-Ost?

Fiedler: Das erste Mal dachten wir daran, uns in Russland zu engagieren, als wir die Berichte über den damaligen russischen Hungerwinter im Fernsehen sahen. Wir überlegten, ob wir nicht selber Hilfe leisten könnten und schrieben an die russische Botschaft in Bonn. Im Herbst 1991 erhielten wir dann einen Brief von Pavel Wdowitschenko, der schon vorher den privaten russischen Verein „Radimitschi – für die Kinder von Tschernobyl“ gegründet hatte, unserem dortigen Kooperationspartner. Der Brief war die eigentliche Initialzündung, etwas zu tun. Zwei von uns fuhren in das radioaktiv verstrahlte Novosybkov, das in der Nähe von Tschernobyl liegt, um sich vor Ort umzusehen. Sie kamen schockiert und begeistert zurück. Schockiert über die wirtschaftliche Not, begeistert über die herzliche Aufnahme durch die Familie Wdowitschenko. Im Herbst 1992 brachten wir die erste Hilfslieferung nach Russland.

G+G: Heute arbeiten rund 30 russische Mitarbeiter hauptberuflich in gemeinsamen Projekten. Weitere 80 Russen helfen freiwillig mit. Das hört sich nach ständigem Ausbau an?

Fiedler: Wir geraten inzwischen auch an unsere Grenzen. Mittlerweile haben wir in über 20 Transporten rund 400 Tonnen Hilfsgüter im Wert von einer Million Euro nach Novosybkov geschickt. Seit zehn Jahren bieten wir für Kinder aus der verstrahlten Region eine einzigartige Urlaubsmöglichkeit in einem unverstrahlten Gebiet in Russland. Über 5.000 Kinder haben bereits an diesen Sommercamps teilgenommen. Außerdem sind in unserem krankengymnastischen Zentrum in Novosybkov weit über 1.000 Kinder behandelt worden. Das alles muss natürlich auch finanziert werden – trotzdem haben wir noch weitere Ziele.

G+G: Was ist Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

Fiedler: Der Besuch mehrerer russischer Behindertenheime hat uns stark erschüttert. Behinderte sind in der russischen Gesellschaft Ausgestoßene. Viele Eltern versorgen ihre Kinder in der eigenen Wohnung und verstecken sie dort häufig regelrecht aus Scham. Busse, mit denen wir die Familien abholen, kamen früher schon im Morgengrauen, damit die behinderten Kinder ja nicht auffielen. Anfangs bedurfte es also intensiver Überzeugungsarbeit, allen Beteiligten klar zu machen, dass diese Kinder lernfähig sind. In den letzten beiden Jahren haben wir mit finanzieller Unterstützung durch die EU eine Schule für Kinder mit geistigen Behinderungen aufgebaut. Schließlich ist noch das Schilddrüsenzentrum hinzugekommen, das mit moderner Diagnostik ermöglicht, früh den Tumor zu erkennen, der durch die überhöhte radioaktive Strahlung ausgelöst werden kann. In den vergangenen zwei Jahren wurden rund 3.000 Patienten per Ultraschall untersucht.

G+G: Welche Bilanz ziehen Sie 20 Jahre nach Tschernobyl?

Fiedler: Unsere anfängliche Unbedarftheit, unsere Unkenntnis, wie wir in Russland helfen können, war durchaus hilfreich. Mit unserem naiven Schwung haben wir viel bewegen können. Nicht alles hat geklappt, aber es ist letztlich doch erstaunlich viel. Entscheidend war und ist viel persönlicher Einsatz vor Ort und die Unterstützung durch unseren bereits erwähnten russischen Partnerverein Radimitschi, ohne den nichts umsetzbar gewesen wäre. Einiges lässt sich nur langsam entwickeln, insbesondere wie in Russland geistig behinderte Kinder angesehen werden. Irgendwie stehen wir da immer noch am Anfang. Andererseits sind die Menschen, die wir jetzt schon so lange aus Novosybkov kennen, eine starke Motivation weiterzumachen. ♦